

Zwei Schauspieler.

Stiige aus dem deutsch-amerikanischen Theaterleben. von W. v. Schiederbrand.

Wer die Weiden kannte, der wunderte sich nicht über sie. Tüchtige Schauspieler waren sie, Selbste sowohl wie Grierer, darüber herrschte nur eine Ansicht; fast zu gut, meinten Viele, für die engern Bühnenverhältnisse Deutsch-Amerikas, die dem berechtigten Ehrgeiz des wahren Talents und des geübten Könnens nicht genügend Spielraum gewährten. Vor einer Reihe von Jahren schon waren sie Beide von demselben florentinischen Theaterdirector (der seitdem so lustig gestorben ist, wie er gelebt hatte) von der Bühne einer deutschen Mittelstadt weg nach Amerika genommen worden, und nun waren sie noch immer hier in dieser großen Stadt des Westens — Beide wieder bei demselben Director. Sie hatten sich nie getrennt. Schon dreimal hatten sie sich selbsterlebt, daß ihr Director „pleite“ gemacht. Aber auch dem Vierten hatten sie, beinahe selbstverständlich, ihre bewährten Kräfte und ihre Popularität gewidmet. Kurzum, sie hatten Freud und Leid mit einander treulich getheilt während dieser zwanzig Jahre, und sie waren, wie es ja Vielen geht, die einmal das ungebundene, freiere Leben Amerikas kennen gelernt, mit dem Lande, mit dem „glorreichen Westen“, verwachsen und fühlten sich dort heimisch und wohl, trotz der etwas unsicheren Salärverhältnisse, die beständig herrschten. Wer das Deutschthum dieser großen, aufblühenden Prairietropole kennen lernte, der lernte auch sicher diese beiden Veteranen deutsch-schauspielerischer Kunst in Amerika kennen, und wenn sich die Zwei bei Beginn jeder neuen Theater Saison wieder vor dem Publikum producirten, da sah man sofort, daß sie Lieblinge desselben waren, denn der Applaus, der ihnen bei ihrem Auftreten gesendet ward, der war immer spontan und gleichmäßig vertheilt.

Und doch waren die Weiden Feinde — Todfeinde. Das wußte Jedermann. Was eigentlich der ursprüngliche Grund dazu war, das hatten sie vielleicht selbst schon vergessen. Wahrscheinlich war es eine jener geringfügigen Eifersüchteleien gewesen, die nur dem Jüngling als von Bedeutung erscheint. Aber das Gefühl war einmal da, und es war gewachsen während dieser langen Jahre, scheinbar um so mehr gewachsen, je mehr Selbste und Grierer durch die Macht der Verhältnisse gezwungen worden waren, zusammen auszubauen. Aber vielleicht that doch der Umstand dabei etwas, daß ihre Rollen, ihre dramatischen Tante, so verschieden waren. Selbste's Fach war das der Helben, der Edlen, der glücklichen Liebhaber, der Gelehrten der Erde, während Grierer stets die Bösewichte, die Intriganten, die Hölentanten darstellte — und ach, mit welcher Meisterschaft, mit welchem Verständniß! Zu Selbste's Carl Moor spielte er den Franz mit einer so raffinierten Bosheit und Niedertracht, daß den naiven Seelen im Publikum stets ein Grinsen überkam. Sein Jago zu Selbste's Othello, sein Mephisto zu dessen Faust, sein Ochsler zu des Andern Zell — es waren sämtlich Meisterleistungen mimischer Kunst. Und in der That schien ihm die Natur besonders zu seinem Fache ausgerichtet zu haben, denn Grierer war von beinahe unheimlicher Häßlichkeit, während Selbste's Aeußeres die schöne Schale einer schönen Seele zu sein schien. Und so kam es denn, die die Weiden kannten, auch immer als etwas Selbsterklärendes vor, daß Grierer nicht allein auf der Bühne, gewöhnlich ungefähr 10 Uhr Abends, abgethan ward und seinen grauen Lohn für teufelische That empfing, sondern daß er auch außerhalb der Bühne als ein bitterer, so satirischen Bemerkungen veranlagter Kritiker galt und ein einfaches, liebreiches Jagetollleben führte. Selbste dagegen war ein glücklicher Verheirateter gewesen. Sein Weib allerdings war jung gestorben, aber sie hatte ihm ihr jugendliches Ebenbild hinterlassen, ein reizendes, liebliches kleines Mädchen, nach der Mutter Clotilde genannt.

Wie oft schon hatten sich die Weiden in geheim zugeschworen, das solle ihre letzte Saison zusammen sein, wenn wieder einmal ihr Verhältniß besonders unlieblich geworden war. Dies geschah gewöhnlich, wenn der Eine über den Andern künstlerisch triumphiert hatte. Einmal, als Selbste von seinen Bewunderern und Freunden, am Abend einer Aufführung, in der er den Don Carlos, eine seiner Lieblingsrollen, mit besonderem Erfolg gespielt, mit einem Lorbeerkranz bedacht worden war, da kannte der Züngel seines Nebenbuhlers keine Grenzen mehr, denn ihm, der den talantreicheren Dominikaner zu spielen hatte, war kaum irgendwelcher Beifall gezollt worden. Als er dann in seiner Stammkneipe, dem Goethe-Café an der Wendolph Street, auch noch aus dem Munde eines Bekannten die Worte vernahm: „Der Selbste hat heute Abend wirklich großartig gespielt!“ da brummte er vor sich hin: „Humbung! Gebühret hat er die schöne Rolle!“ und legte sich dann schweigend und mit jorngig gefalteter Stirn an seinen Tisch, wo er den starken Punsch diesmal quartweise trank. Und wenn man ihn direct fragte über den Nebenbuhler, dann bemerkte Grierer gewöhnlich nur:

„Er versteht nichts — nur die Larve hat er, das ist Alles. Aber freilich, für Euch Kerle spielt er noch immer gut genug!“

Wertwürdig bei alledem war es, daß die Weiden augenscheinlich famos zusammenspielten — Einer schien den Andern zu inspiriren. Auf die herrliche, stolze Miene, die königlichen Gebarden, die dem stofflichen, schlanken Selbste so gut standen, antwortete Grierer, wie es fast immer zu seiner Rolle auch paßte, mit einer Bosheit, einem verächtlichen Haß, daß die Scene erst dadurch bewundernswürdig wurde. Und wenn sich Grierer, der dürre Mensch mit dem confiscirten Gesicht, an seiner Rolle ergrühte und seinem majestätischen Gegenüber einen umso geriebeneren, vollendeten Spitzhieb entgegensehte, wenn sich seine Lippen im Haß, in ohnmächtigem Grimm verzerrten und seine kleinen, tief liegenden Augen dabei blühten wie Dolche, da erschütterte man das Donner von Applaus das Haus, der zum guten Theil ihm, dem Häßlichen, Mißthäter galt.

Nur wenn Grierer seinen Nebenbuhler auf der Straße sah, wie er sein Töchterlein spazieren führte, da veränderte sich seine Miene. Dann murmelte er vor sich hin: „Glücklicher Mensch! Fast möchte ich ihn darum beneiden. Was die Kleine doch nett ist!“ Und einmal, als er sie vor der Theaterthür traf, wo sie auf ihren Papa wartete, der seine Bräute hatte, da kniff er die kleine Clotilde freundlich in die Wangen und lächelte sie an — wirklich lächelte. Wie viele Hagstolze liebte er die Kinder mit beinahe krankhafter Zärtlichkeit, und wenn er an das Vaterglück seines Feindes dachte, dann seufzte er jedesmal und brummte mit seiner tiefen Basstimme dazu: „Humbung!“

Es wurde die „Tochter des Fabricius“ einstudirt, ein Stück, in dem Grierer die Glanzrolle des entlassenen Zuchthausers spielen sollte und auf die er sich schon seit Wochen freute. Sein Nebenbuhler dagegen sollte die minder bedeutende Rolle des reichen Kaufmanns übernehmen. Bei der ersten Probe hatte Alles famos geklappt. Grierer fühlte sich in seinem Element. Sein Nebenbuhler würde von ihm, so hoffte er zuversichtlich, am Abend der Aufführung gründlich in den Schatten gestellt werden, und diese Erwartung verließ dem routinirten Schauspieler besondere Freude. Dann kam die zweite Probe. Der Director theilte mit, daß Selbste plötzlich erkrankt sei — nicht unbedeutlich, und ein Anderer mußte seine Rolle übernehmen. Finsternen Antlitzes hatte Grierer das vernommen. „Das ist ein Streich von dem verfl. — Kerl“, murmelte er dumpf. Doch man hörte auch die folgenden Tage, daß Selbste ernstlich krank sei. Ja, man fürchtete für sein Leben, so hieß es. Eine Lungenerkrankung hatte ihn auf's Krankenlager geworfen, und da es ihm in seinem kleinen Logis an Bequemlichkeit fehlte, so war er nach dem Deutschen Hospital geschafft worden.

Am Abend der Aufführung, der ihn in seinem vollen Glanze zeigen sollte, enttäuschte Grierer seine Freunde. Steif und hölzern war sein Spiel, und seinen Geistes erlangte jenes innere Leben und jene plastische Wahrheit, die sie sonst, wenn er mit Selbste zusammen spielte, auszeichnete. Es war, als ob die Seele aus ihm geflohen, als ob der richtige Impuls fort sei. Zweifellos war es die Abwesenheit seines Nebenbuhlers, die dies verschuldet. Die Zeitungen sprachen über die Bedauern und ihre Verwunderung über das matte Spiel des populären Schauspielers aus. Am nächsten Tage jedoch wunderte man sich noch mehr, als es ruckbar ward, daß Grierer seinen Nebenbuhler, seinen Todfeind, im Hospital besucht hatte. Das konnte man zuerst nicht begreifen.

Und doch war es eine menschlich schöne Scene, die sich in aller Natürlichkeit dort am Bette des Todkranken abgepielt hatte.

Traurig, gesenkten Blickes hatte sich Grierer dem Lager seines alten Kameraden genähert. Der Schwermurke, der bei vollem Bewußtsein war, hatte sich halb aufgerichtet im Bette. Als Grierer sich auf den Stuhl neben dem Bette setzen ließ, da sagte Selbste leise, in innigem Tone: „Zi wußte, daß Sie kommen würden, Grierer! Gott sei Dank!“ Und Grierer, indem er einen von Thranen feuchten Blick auf das abgegrübte Gesicht seines Nebenbuhlers richtete, sagte nur: „Lieber, armer Freund!“ Das war Alles. Und dann saß er dort und unterhielt sich flüsternd und im besten Einverständnis mit seinem alten Feind. Kurz vor dem er ging aber ereignete sich noch Folgendes:

„Ich würde zufrieden und ruhig sterben, Grierer“, sagte der Kranke leise, und als Jener mit dem Kopfe schüttelte, fügte er hinzu: „Ja, ja, ich weiß es, ich fühle es — es wird nicht mehr lange dauern, und ich fürbe ruhig, wenn die Sorge um mein Kind, mein einziges Kind, meine liebe Clotilde nicht wäre.“

Und darauf hatte Grierer gesagt: „Lassen Sie mich, lieber College, diese Sorge von Ihrem Herzen nehmen. Ueberlassen Sie mir das Kind. Ich schwöre es Ihnen, ich will ihm den Vater ersetzen, soweit es in meinen Kräften liegt. Sie wird der Sonnenschein meines liebreicheren Lebens sein. Ich liebe sie schon jetzt, und ich will sie so halten wie mein eigenes, theures

Kind. Haben Sie Zutrauen zu mir, Selbste!“

Und der Kranke hatte seine Hand auf Grierer's Arm gelegt, und hatte einfach gesagt: „So sei es, lieber, guter Freund. Ich kenne Ihr edles Herz ja seit Langem, wenn wir uns auch gegenseitig seit vielen Jahren verfeindet haben. Mein Kind sei Ihnen das Pfand meines festen Vertrauens!“ Und wie im Arcum hatte er noch geäußert: „Das, Grierer, ist die schönste Rolle, die Sie je gespielt.“

Am nächsten Tage war Selbste todt. Wer den Mann mit dem ihründigen Blick, in dem sich ein tiefer, aufrichtiger Schmerz ausdrückte, hinter der Bahre schreiten sah, das Töchterchen an der Hand, der würde in ihm wohl kaum den virtuosen Bösewicht vermuthet haben, den er wenige Tage zuvor auf der Bühne gesehen. Und wer nach dem Begräbniß in die kleine Wohnung desselben Mannes getreten wäre, und da gesehen hätte, wie er die kleine Clotilde in den Armen hielt und ihr blondes Lockenköpfchen streichelte, so gart und lind wie eine Mutter, der hätte erst recht nicht den alten Grierer in ihm erathen. Aber er war's trotzdem, und bis heute ist er dem Kinde ein liberaler, zärtlicher Vater geblieben. Lieber dem Sofa aber, inmitten allerlei verwelkter und verblaßter Reminiszenzen seiner Bühnentriumphe, hängt das lebensgroße Portrait seines ehemaligen Nebenbuhlers, der Rahmen umflort.

Der Brillantschmuck.

Aus dem Englischen von C. R.

Ich war Secretär bei dem Rechtsanwalt Georg Gregory, der sich in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf erworben hatte und ein schönes Einkommen besaß. Trotz dem liebede ich seine Gemahlin äußerst einfach und trug nur bei ganz seltenen Gelegenheiten ihren Brillantschmuck. Derselbe war ihr besonders lieb. Sie hatte ihn von ihrer Mutter ererbt, und er bildete das einzige werthvolle Besitzthum, das sie mit in die Ehe brachte.

Die Steine waren nicht gerade kostbar, auch war die Fassung etwas unmodern, aber es waren doch immerhin Diamanten.

„Ich schmückte mich an meinem Hochzeitsgestänge“, pflegte sie zu sagen, „und sollte ich einmal eine Tochter haben, — Frau Gregory besaß nur Anuben — so soll sie diesen Schmuck auch an ihrem Hochzeitsgestänge tragen.“

Die Ohrgehänge erinnerten mich an Zeichnungen, wie ich sie fast auf ägyptischen Vasen gesehen hatte. Ein jedes bestand aus fünf Steinen. Die Brosche zeigte deren nur vier; der mittlere war verloren gegangen und war durch eine Perle ersetzt worden.

Frau Gregory bewahrte ihren Schatz in einem rothen Etui, das einer Muschel gleich. Sie freute sich immer von neuem darüber, wenn sie es öffnete, und die Kinder bewundernd hineinschauten. Ich weiß nicht, wie es kam, diese Steine löst mir immer ein Grauen ein.

Ich glaube nicht an Vorahnungen und bildete mir auch niemals ein, solche zu haben.

An einem schönen Augusttage sprach Frau Gregory die Absicht aus, mit den Kindern auf das Land zu gehen.

„Sie müssen frische Luft einathmen“, sagte sie, „und ich habe einen entzückenden Aufenthalt gefunden. Das einzig Unangenehme ist nur, meinen Mann allein lassen zu müssen. Sie nehmen sich seiner ein wenig an, nicht wahr, Frank? Sie thun mir diesen Gefallen.“

Ich versprach, ihre Wünsche getreulich zu erfüllen. Am dem Nachmittag, als Frau Gregory ihre Reise nach Longfield antrat, kam sie in das Bureau, um ihre Brillanten zur Aufbewahrung zu geben. Alsdann begleitete der Rechtsanwalt seine Gemahlin zur Bahn und lehrte etwas bleich aussehend zurück. Er schlief in jener Nacht auf einer Chaiselongue im Bureau und theilte mir mit, daß er in der Abwesenheit seiner Gemahlin immer dort schliefen und in einem Restaurant speisen werde.

Ich schief zwar in meiner Wohnung, denn im Bureau gab es keine Lagerstätte für mich, nahm aber, Herrn Gregory's Beispiel folgend, meine Nachtszeiten in demselben Restaurant ein. So verstrichen ziemlich vierzehn Tage. Unser Leben floß ruhig und gleichmäßig dahin; nichts Außergewöhnliches ereignete sich.

Herr Gregory knüpfte Unterhandlungen an wegen der käuflichen Erwerbung eines Grundstücks, auf das er schon lange Zeit ein Auge geworfen hatte, und das Frau Gregory für das schönste in der ganzen Umgebung hielt. Sie sollte bei ihrer Heimkehr damit überrascht werden.

Als alles Erforderliche besprochen und erledigt war, begab sich Herr Gregory eines Nachmittags zur Bank, um dort das dem gegenwärtigen Eigentümer zu zahlende Geld zu erheben. Ein Theil stand auf Hypothek; der Baarbetrag belief sich auf sechzigtausend Mark. Innerhalb der nächsten zehn Tage waren sie zu zahlen.

Ich sah, wie Herr Gregory die Summe zählte, und das Geld in den eisernen Schrank schloß, bevor er zum Thee ging. Ich erinnere mich noch, daß ich mir wünschte, so viel Geld zu besitzen. Als ich so überlegte, was ich wohl damit anfangen würde, that sich die Thüre des Bureaus auf, und eine Frau trat herein. Sie war hübsch, so weit ich ihr Gesicht unter dem dichten Schleier

zu beurtheilen vermochte. Meine Schritte blieben auf blonden Locken, schwarzen Augen, rothen Wangen, auf dem hübsch geförmten, mit einem Grübchen versehenen Kinn haften. Sie trug ein schwarzes, reich mit Spitzen verziertes Kleid.

Die Dame trat dicht an mich heran, blickte mir in die Augen und fragte lächelnd:

„Glauben Sie, daß Herr Gregory heute noch einmal in's Bureau kommt?“

Ich theilte ihr mit, daß er jedenfalls bald erscheinen würde und bot der Fremden einen Stuhl an. Sie setzte sich und lächelte wiederum. Alsdann warf sie einen scheuen Blick zum Fenster hinaus und machte die Bemerkung, daß es regnete.

„Ich glaube, es wird die ganze Nacht regnen“, sagte sie. „Wie thöricht von mir, auszugehen! Ich bin so schwach, daß eine Erkältung meinen Tod herbeiführen kann. Wenn Sie mir nur einen Gefallen thun würden — es ist zwar ein wenig viel verlangt von einem Fremden; aber — Sie thun es — ich weiß es — ich sehe es Ihnen an.“

„Wenn es irgend möglich ist“, erwiderte ich.

„Wenn Sie nur bis zum Avenue-Platz No. 40 gehen wollten und dort bestellten, man möchte Frau Contilles Wagen schicken“, sagte sie. „Sie können doch gleich darin zurückfahren. Es ist wirklich ein wenig viel verlangt, nicht wahr, aber Sie müssen wissen, ich bin eine gute Freundin von Frau Rechtsanwalts Gregory, und Sie erweisen mir wahrlich einen großen Dienst.“

Ich muß gestehen, die Sache erschien mir recht sonderbar, und ich dachte, was Herr Gregory wohl dazu sagen würde. Die Dame schien jedoch meine Gedanken zu errathen und fuhr fort:

„Ich werde indeß hier abwarten, und Herrn Gregory den Sachverhalt erklären, wenn er kommt.“

Sie lächelte mir mit beschränkter Liebenswürdigkeit zu. Dieses Lächeln war entscheidend.

Ich nahm meinen Hut und ging hinaus. Der Regen hatte schon ganz aufgehört, und ich mußte im Stillen über die Angst der Dame, nach zu werden, lächeln. Ich eilte vorwärts nach dem Avenue-Platz. Der Weg war nur kurz. Vergeblich suchte ich aber nach Nr. 40. In größter Verlegenheit stand ich an der Ecke. Da legte ein rother, unangenehm aussehender Mann seine Hand auf meine Schulter und rief:

„Hallo, wen suchen Sie denn?“

„Frau Contilles Haus, Avenue-Platz No. 40“, antwortete ich.

„No. 40 giebt's ja gar nicht“, sagte er. „Sie haben sich geirrt, es ist No. 30. Ich bin ihr Kutscher. Was will sie denn?“

„Sie verlangt nach Ihnen und ihrem Wagen“, erklärte ich. „Sie wartet in Herrn Gregory's Bureau.“

„Ja“, meinte der Kutscher, „sie verlangt immer nach irgend etwas. So machen's die Frauen. Ich bin fogleich mit dem Wagen zur Stelle. Sie fahren doch gleich mit zurück?“

Ich hatte meinen Thee noch nicht getrunken und die Zeit war knapp. Deshalb entschloß ich mich, mit ihm zu gehen. Als der Kutscher dies hörte, wurde er noch viel liebenswürdig.

„Sie ist eine Dame, die einen Stall hat, wie kaum eine zweite“, begann er von neuem das Gespräch. „Ich sehe es Ihnen an, Sie sind ein Pferdekenner. Sie müssen sich diese schönen Thiere ansehen. Bitte, hierher, mein Herr!“

Diese Worte schmeichelten mir sehr. Ich nickte mit dem Kopf und folgte dem Manne. Er führte mich die Straße hinunter bis zu einem eigenthümlich aussehenden Gebäude, dessen Thüre er öffnete.

„Nach Ihnen, mein Herr“, sagte er und lud mich durch eine Handbewegung ein, einzutreten.

Ich ging einige Schritte vorwärts. Pflösch fühlte ich harte Hände auf meinen Schultern; ich wurde wenige Schritte vorwärts geschleubert, ich hörte, wie eine Thüre geschlossen wurde, und war ganz allein in einem leeren Gebäude. Umsonst war all mein Rufen und Schreien, ich blieb allein, stundenlang allein.

Endlich drach der Morgen an. Ein schwacher Lichtstrahl fiel in mein Gefängniß. Ich endete ein lockeres Brett in der einen Wand des Gebäudes. Hestig stieß ich mit dem Fuße daran, es gab nach; ich schlupfte durch die entstandene Oeffnung und gelangte in einen kleinen Garten, von wo aus ich die Straße erreichte.

So schnell als meine Füße mich zu tragen vermochten, eilte ich dem Bureau zu. Als ich noch einige Schritte davon entfernt war, bot sich mir ein Anblick, der mich beben machte. Die Straße war mit einer unzähligen Menge von Leuten gefüllt, in deren Gehwatern sich Schred und Entsetzen malte.

Schulleute bewachten die Thüre des Bureaus. Etwas Schreckliches mußte sich zugetragen haben. Von Angst getrieben, stürzte ich vorwärts. Diejenigen, welche mich kannten, machten mir Platz. Ich trat in das Bureau und sah Herrn Georg Gregory todt auf dem Boden ausgestreckt liegen in seinem Blute schwimmend. Ein graufiges Bild! Der eiserne Geldschrank stand weis offen, und die darin aufbewahrten Papiere lagen verstreut auf dem Boden.

Ich fiel in Ohnmacht und kam in das Gefängniß.

Nach kurzer Zeit erhielt ich meine Freiheit zurück; denn wohl Niemand hatte ernstlich daran gedacht, mich für den Thäter zu halten. Die unglückliche

Wittve, welche der Stummer so gebeugt und veränbert hatte, daß ich sie kaum wiedererkannte, bezugte vor Gericht, daß ich ihrem Gemahl stets treu und ergeben war.

Meine Geschichte wurde überall und immer wieder von neuem besprochen und besprochen, und es blieb kein Zweifel, daß jener schreckliche Mann, der mich in dem Stalle eingesperrt hatte, der Mörder war. Man hörte und sah nichts mehr von ihm. Er war mit der Summe von 60,000 Mark und dem Brillantschmucke Frau Gregory's glücklich entkommen.

Angst und Aufregung hatten mich krank gemacht. Als ich mein Schicksal nicht länger zu ertragen vermehrte, schloß ich den Entschluß, England zu verlassen. Ich begab mich zu Frau Gregory, um Abschied von ihr zu nehmen. Feiertlich legte sie ihre beiden abgemagerten Hände in die meinen und sagte:

„Ich werde wohl bald von der Erde abgerufen werden und Sie niemals wiedersehen. Schwören Sie mir, daß Sie, wo und wann Sie den Mörder meines Gemahls auch treffen, alle Mittel anzuwenden werden, ihn den Gerichten zu überliefern. Behalten Sie seine Pflüge und seine Stimme treu im Gedächtniß. Bringen Sie ihn an den Galgen, wenn Sie seiner habhaft werden. Bringen Sie ihn an den Galgen, Frank Forrest, aber mein Fluch ruht auf Ihnen.“

„Es bedarf wohl kaum meines Versprechens“, erwiderte ich tief erregt.

Sie aber ließ mich auf die Bibel schwören. Dann küßte sie mich zärtlich und segnete mich, als wäre sie meine Mutter.

Ich ging nach Amerika, und die Goldgräber ergriff mich. Fünf lange Jahre arbeitete ich in den Goldminen und erwarb mir ein großes Vermögen. Ich konnte mich über mein Schicksal nicht beklagen. Mit gefüllten Taschen, einem kräftigen Körper und gesunder Seele begab ich mich nach San Francisco, um mein Leben zu genießen.

Nur Jemand, der viele Jahre wie ich gelebt hat, kann das Vergnügen ermessen, das ich an der Gesellschaft meiner Mitmenschen fand. Ich freute mich, sie Vergnügungsorten zuströmen zu sehen, und es war mir eine Lust, mit den neu gewonnenen Bekannten plaudern zu können.

Kein Mann verliebt sich so leidenschaftlich und schnell wie der, welcher längere Zeit von der menschlichen Gesellschaft getrennt war.

Wer hätte aber Señora Maria nicht bebunbert? Wer hätte sie keine Neigung eingelöst? Die Jama erzählte, daß sie Spanierin wäre, und aus ihren schönen Augen leuchtete die Gluth des sonnigen Spaniens. Einem Manne, der in den Goldgruben Amerikas gearbeitet hat, ist es gleichgültig, was die Welt über ihn oder andere spricht. Es kam mir niemals in den Sinn, nach Maria's Vorleben zu fragen.

Ich liebte sie, warb um sie, und gewann ihr Herz. Ich war fest davon überzeugt, daß sie mich liebte, und glaube es auch jetzt noch. Sie war ein lebhaftes Geschöpf, leichtsinnig und lebensschäftlich. So wie sie war, kann kein Mädchen sein, das in einem friedlichen Heim aufgewachsen ist.

Auch ich war leichtfertig und heißblütig geworden. Ich glaube fast, ich liebte sie um dieser Eigenschaften willen noch inniger.

Unsere Hochzeit sollte bald stattfinden. Für mich gab es, allen Lieben den geht es wohl so, nur noch zwei Dinge auf der Welt: „Wo sie war, und wo sie nicht war.“ Wir besuchten Concerte und Theater, wo ihre Schönheit von der Fluth des Lichts bestrahlt, alle Blicke auf sich lenkte. Ich überschüttete sie mit Geschenken. Sie lohnte mir reichlich mit dem süßen Versprechen, daß sie mir bald ganz angehören, daß sie mir treu bleiben wolle für das ganze Leben.

„Auch im Himmel?“ fügte ich einmal hinzu.

Da sah sie mich wild und fetsam an.

„Still, Frank“, sprach sie, „ich mag weder an den Tod noch an den Himmel denken. Mich verlangt es nicht nach Vergeltung meiner Sünden. Doch genug hieron.“

Der Tag unserer Vermählung war schon ganz nahe, als ich sie eines Tages besuchte. Sie hatte mich nicht erwartet und war damit beschäftigt, verschiedene Dinge in einen kleinen Koffer zu packen. Trotz der draußen herrschenden Wärme loderte ein Feuer im Kamin. Als ich eintrat, sah ich, wie sie eine Menge hellblonder Haare verbrannte, welche von einer, auf ihrem Schoße liegenden Perücke abgeschnitten waren. Pflösch ward sie meiner ansichtig und schrie auf:

„Ach, Frank, ich habe Dich gar nicht eintraten hören. Sieh, ich gebe gerade die Erinnerungen an einen Maskenball, wo ich als Blondine ging, den Flammen preis.“

Sie war bei diesen Worten so bleich geworden, daß ich erschrocken fragte:

„Ist Dir nicht wohl?“

„Ich kann den Geruch des verbrannten Haares nicht vertragen“, antwortete sie.

„Schnell, Maria, gieb die Perücke dem Mädchen, damit es dieselbe wegwirft; ich will diese blonden Haare nicht wiedersehen“, befahl ich und suchte dabei nach ihrem Niedersatz. Ich fand es und nahm es unter mehreren Gegenständen herbor. Zufällig blieben meine Blicke auf einem Etui haften — einem muschelförmigen Etui aus abgeriffenem rothen Sammt, das ich schon irrend beobachtet hatte. Eine Brosche

und Ohrringe leuchteten mir entgegen, die mich an alte ägyptische Basen erinnerten. In der Mitte der Brosche befand sich eine Perle an Stelle des Steines.

„Frau Gregory's Diamantschmuck!“ So rief ich laut. Diese Worte hatten Maria tief getroffen. Fest schmiegte sie sich an mich.

„Frank!“, sagte sie, „Frank, was ist denn geschehen? Geliebter, sprich doch!“

Wie ein Espenlaub zitterte sie am ganzen Körper.

Ich betrachtete die am Boden liegende Perücke. Ich betrachtete das reizende Grübchen in dem Kinn, das ich so oft geküßt hatte, und dann lehnte ich mich gegen die Wand. Jetzt kannte ich meine Braut. Ich erinnerte mich ihrer plötzlich ganz deutlich. Sie war also die Frau, welche ich vor sechs Jahren, an jenem verhängnißvollen Tage, allein in Herrn Gregory's Bureau gelassen hatte. Verleitet war sie dorthin gekommen. In welcher Absicht?

„Señora Maria“, sagte ich, und meine Stimme hatte einen fremden, seltsamen Klang, „hast Du mich vergessen? Erinnerst Du Dich nicht mehr des jungen Mannes, dessen Du Dich entledigtest, als Du vor Jahren in das Bureau des Rechtsanwalts Gregory kamst und diese blonde Perücke trugst?“

Maria lag zu meinen Füßen.

„Frank!“ stammelte sie, „Frank, Du mein Geliebter! Ich wollte ihn ja nicht tödlen, ich wollte nur den Geldschrank öffnen. Er erregte mich dabei, er packte mich an. Da benutzte ich mein Messer. Frank, Frank, sei barmherzig! Ich will in ein ferues Land gehen, weit, weit fort. Ach Frank, bedenke, daß ich Dich lieb habe.“

Ich bedachte es wohl Todesqualen folgerten mich.

Sie hatte das Verbrechen gestanden, und ich dachte an meinen Eid. Ich gedachte der Wittve und ihrer Angst. Ich gedachte der Kinder die in jener schrecklichen Nacht zu Waifen geworden waren. Ich gedachte Georg Gregory's, wie er in seinem Blute auf dem Boden lag.

Ich war zu seinem Rächer auferkoren, und sein Geist gab mir Muth, das zu vollbringen, was ich vollbringen mußte.

Schnell öffnete ich die Thüre und lief auf die Straße hinab.

Zufällig war der erste, der mir begegnete, ein Detektiv aus London, mit dem ich einige Tage vorher über die geheimnißvolle Ermordung Georg Gregory's gesprochen hatte.

Ich ergriß ihn am Arme.

Die Frau, welche Georg Gregory ermordet hat, befindet sich in jenem Zimmer“, raunte ich ihm zu. „Ich habe Beweise und ihr Geständniß.“

„Sind Sie toll geworden!“ rief er. „Das ist ja Señora Maria's Wohnung.“

„Señora Maria ist die Mörderin, und ich werde in kurzer Frist toll sein“, erwiderte ich.

Darauf fiel ich bewußtlos zu Boden, und ein gnädiges Dunkel und Vergessenheit umfingen mich.

Sie farb. Mehr weiß ich nicht zu sagen. Ihre Schuld ward ihr bewiesen, auch trachtete sie keineswegs darnach, sie zu verhehlen.

Von Kindheit an gemein, war sie dann ehelos geworden und Mitglied einer Räuberbande. Aber ich liebte sie, und sie liebte mich. Das habe ich nie vergessen. Dieses Gesicht verfolgt mich, jetzt da ich das Goldland durchstreife, achlos an seinem Golde vorübergehe und nur darauf bedacht bin, den Anblick jeder Frau zu meiden. Es wird mich mein ganzes Leben inburch verfolgen, bis ich endlich in irgend einem fernen Himmelstreich zur ewigen Ruhe eingegangen sein werde.

Ich werde nie ruhig darüber werden können, daß ich die einzige Frau, die ich je geliebt, dem Tode weichte. Ich liebte sie und liebe sie noch, obgleich sie so schlecht war — die verworfene Mörderin Señora Maria.

Sorüber!

Von Waidy Koch.

Über blätterlose Ranken Raschelt leis' der Wind dahin. Herbsttraurige Gedanken zieh'n mir düster durch den Sinn ...

Keine Rose will mehr glühen — Bleiche Afters liegt ich nur; Armes, düstleres Blühen — Todten Glückes letzte Spur.

Todt, wohin die Augen schweifen, Alles, was der Lenz gebir, Und ich kann es kaum begreifen, Daß es einmal Frühling war.

— Ein guter Mensch. Der Doktor Müller, der neue Arzt, scheint ein sehr gutes Herz zu haben?“ „Das stimmt; wenn zum Beispiel mal ein Gelbster mit einer eingebildeten Krankheit kommt, läßt er ihn gesund.“

— Schnedig. — „Sehen Herr Lieutenant drüben die blutjunge Baroness? Deren Herz gleicht noch einem fühlen, von keinem Lufthauch bewegten Wasserpiegel.“ „Ach — gleich mal als Cytlon reinfahren!“

— Heimgesicht. Frau (eines patientenlosen Gatten). „Was? Du willst mir etwas sagen? Du hast ja nicht einmal in der Sprechstunde was zu reden!“

— Scheinbarer Wiber spruch. „Du glaubst, daß die älteste Tochter des Bankiers ertragreiche Mitgift kriegt?“ „Ja, die ist so hübsch häßlich!“